



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 304.

Samstag, 29. Dezember.

1928.

(17. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Petersen.

11.

Schumann hatte bei seiner ersten Entdeckungsreise durch den Keller weitere folgen lassen und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß diese weitgestreckte Höhle nur durch das Abbröckeln und endgültige Niederreißen der Trennungsmauern entstanden war (vermutlich durch Sperber); der Keller selbst barg also keine Geheimnisse. Eigentlich schade. Aber die Enttäuschung darüber wurde durch etwas anderes ausgeglichen. Schumann hatte sich von dem Schloß der Tür, gegen die er geknallt war, einen Wachsabdruck und dann einen Schlüssel gemacht; der Gedanke an eine strafbare Handlung kam ihm nicht oder doch nur flüchtig. Ein Wilderer, der ein reißendes Tier erlegt, leistet der Menschheit einen Dienst: damit war das Gewissen beruhigt.

Der Raubmörder wurde immer noch nicht, die fünfzehnhundert Mark waren noch zu haben, und seitdem Schumann sein Modell — dies Millionenobjekt — durch eine unglückliche Bewegung zu Fall gebracht und dann, als er sehen mußte, daß es zerstört war, wutentbrannt in eine Ecke geworfen hatte, hoffte er nur noch auf die ausgesetzte Belohnung.

„Wo willst du hin, Fritz?“ rief Frau Schumann aus der von Blätdunst erfüllten Küche ihrem Mann zu, als die Sicherheitskette fiel.

„n bißchen an die Luft“, scholl es zurück.

„Bleib man hier! Du kannst mir die Zeitung vorlesen, während ich plätze. Immer läufst du weg!“

„Auf Wiedersehen, Schatz!“ Damit war Schumann draußen. Er konnte sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen: vor drei Minuten war Sperber aus dem Gang gegenüber gekommen und dann in der Richtung Gildengasse verschwunden.

Schumann spähte aufmerksam nach rechts und links, wartete, bis ein paar Passanten an ihm vorbei waren, und hatte sich dann unauffällig in den kleinen Gang geschoben. Er stand im Dunkeln, die Straßenlaterne warf nur einen Streifen ihres trüben Lichts auf eine der Häuserwände, zwischen denen der Gang sich hinzog. Bald war Schumann im Kellereingang verschwunden.

Was seine tastenden Hände nicht vermochten, brachte die Taschenlampe zuwege: ohne mit den glitschigen Wänden unangenehm zusammenzustößen, suchte und fand Schumann den Weg bis zum Robertsschen Keller.

Hier blieb er lauschend stehen. Auf keinen Fall durfte er das Türschloß öffnen, solange Roberts in dem Raum oberhalb der Treppe weilte; denn der Alte hatte Ohren wie ein Stück Wild. Ein Glück, daß der riesenhafte Hund weg war — tot oder weiter verkauft — und darum nicht mehr zum Angeber werden konnte.

Nach halbstündigem Warten — Geduld mußte man haben — drang der Lärm der Ladenglocke schwach bis zu Schumann hin. Er hörte einen schlurfenden Schritt sich entfernen: rasch öffnete er das Schloß und dann die Tür, ebenso rasch schloß er sie wieder hinter sich ab für den Fall, daß Sperber unvermutet hinter ihm auftauchen sollte.

Schumann befand sich nunmehr im Bereich der

Robertsschen Wohnung, für Minuten beßlich ihn ein fast banges Gefühl. Aber ein Zurück gab es vorläufig nicht mehr, denn soeben schrillte die Ladenglocke abermals, der schlurfende Schritt kam zurück: Roberts war wieder in seinem Fuchslotz.

Schumann durfte es wagen, seine Taschenlampe anzuknippen, wenn er nur selbst ruhig blieb. Er sah dann, wo er war. Hart neben ihm führten acht ausgetretene Holzstufen nach oben, bis an eine Tür, hinter der Roberts sich befinden mußte, den Abschluß bildete ein Podest, auf dem ein mit Schmutz gefüllter Eimer stand; ein schmaler gewinkelter Gang vor Schumann zeigte zwei verriegelte Türen, hinter denen vermutlich Vorratskammern für Kartoffeln und Kohlen lagen. Ein Glück, daß auch hier die Ratten munter sich jagten und dabei piepsten, da konnte dem Alten, der sicher an diese Töne gewöhnt war, ein gelegentlicher Seufzer nicht weiter auffallen.

Schumann hatte sich vorsichtig auf eine Treppstufe gesetzt, eine weitere halbe Stunde verstrich. Er wurde in seinen Betrachtungen gestört durch ein Geräusch, das hinter der Holztür, die ihn von dem Gange trennte, laut wurde. Schumann stand plötzlich, und dann tastete er sich bis zu einem Mauervorsprung, hinter dem er verschwand. Nun mochte ihm das Glück hold sein!

Aber es war nicht Sperber allein, der dort näherkam. Schumann hörte ein Schnaufen, und dann eine Stimme, die er als die dem jungen Manne mit dem Wollschal und der karierten Mütze gehörig zu erkennen glaubte.

„Du mußt dich geirrt haben“, sagte Sperber halblaut, als die verschlossene Tür den anscheinend Suchenden den Weg versperrte.

„Er war es sicher“, entgegnete der andere, „ich kenne ihn doch an seinem Gang.“

„Im Dunkeln sind alle Katzen grau.“

„Dann müßte eben ein anderer hier unten sein.“

„Hast du denn jemand in den Keller gehen sehen?“

„Das nun gerade nicht. Aber er verschwand im Hof, und der hat doch keinen andern Eingang.“

„Über Fenster“, wandte Sperber mit einem grimmen Auflachen ein. „Man braucht doch nicht immer durch eine Tür zu steigen, wenn man was will. Nein, du hast dich geirrt, hier unten ist kein Mensch.“

„Und auf der andern Seite der Tür?“

„Aber die ist doch verschlossen!“ Trotz dieser Selbstberuhigung knipfte nun auch Sperber eine kleine Blendlampe an — Schumann gewährte einige schmale Lichtstreifen in der Breite der Türbretter —, dann war es wieder finstere Nacht.

„Alles in Ordnung. Aber es ist gut, daß du mich gerufen hast. Warte auf den Schumann, diesen Schleichher, es soll dein Schade nicht sein.“

„Willst du nicht noch mal zu dem Alten 'raufgehn?“ fragte der andere zögernd.

„Warum?“

„O, ich meinte nur so.“

Eine kurze, vielsagende Pause verstrich, Schumann,

Stimmen gefolgt war, empfand plötzlich eine unbeschreibliche Angst. Was die beiden dann noch miteinander beredeten, verstand er nicht mehr. Stimmen und Schritte wurden immer schwächer und erstarben dann ganz; eine tiefe Stille herrschte, selbst die Ratten hatten sich verkrochen, und das gleiche Schweigen herrschte oben; nach einer endlosen Zeit wurde der schlurfende Schritt wieder hörbar.

Schumann war entschlossen, den Rückweg durch den Keller nicht wieder anzutreten. Sein Leben war bedroht, darüber bestand kein Zweifel; aber wessen Leben schien noch gefährdet? ... Beendend entsann Schumann sich der eigentümlichen Worte: „O, ich meinte nur so“. Die lebhafteste Phantasie glaubte schon an Raub und Mord.

Übermals ging die Ladenglocke. Roberts verließ das Gemach, und da war Schumann auch schon auf dem Podest neben der Tür. Das Schachern im Laden zog sich hin — die Beteuerung des Händlers, daß er den Mantel mit Verlust verkaufe, drang deutlich bis hierher, und diese menschlichen Laute weckten in Schumann ein solches Verlangen nach Geräusch, nach Luft, nach Licht — er fürchtete in dieser entsetzlichen Dunkelheit zu erstickten —, daß er kurz entschlossen sein Taschmesser zog und eine kaum wahrnehmbare Ritze in der Holzwand so weit verbreitete, daß er den Tisch mit der Hängelampe und noch etwas mehr deutlich mit einem Auge betrachten konnte; da legte sich seine Angst.

Wiederum ging die Türglocke. Aber es mußte sieben Uhr sein, denn Roberts verriegelte die Haustür und schaltete das Licht im Laden aus, dann kam er langsam herein. Schumann beobachtete in der Folge alles, was da drinnen vorging, mit der Schärfe eines guten Photographenapparates, nichts entging ihm; und konzentrierte sich seine Aufmerksamkeit naturgemäß anfangs nur auf den alten Mann, dessen elendes Aussehen ebensoviel Mitleid wie Abscheu erregte, so wurde sie sehr bald auf etwas anderes gelenkt, und nun verwandelten sich Mitleid und Abscheu in ein grenzenloses Staunen. Denn Roberts legte, nachdem er ein Bild von der Wand genommen hatte, ein kleines Fach frei, dessen Tür wie die einer Kuckucksuhr aufsprang, und dann sah Schumann, bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge, Farben aufsprühen, daß es vor seinem Auge tanzte; er kam sich wie bezaubert und bezaubert vor. Und das Gesicht des Händlers! Förmlich verklärt war es. Schumann konnte nicht mehr, die Augen schmerzten von all dem Sehen, er lehnte sich zurück, dabei stieß er den Dreikeimer um, der hinter ihm stand. Dem dumpfen Gepolter folgte ein unheimliches Schweigen.

„Wer ist da?“ kam von drinnen eine zitternde Stimme.

„Ich.“

„Sekunden vergingen. Schumann hörte Roberts hantieren.“

„Ich frage, wer ist da?“

„Ich, Schumann. Roberts machen Sie auf, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen, Sie werden es mir danken.“

Nach einer Weile wurde ein Schlüssel umgedreht.

„Nun können Sie kommen.“

Schumann stieß die Tapetentür auf und betrat das kleine Gemach. Er sah, daß Roberts sich bis zu der Portiere zurückgezogen hatte und in der Hand einen Revolver hielt.

„Machen Sie keine Geschichten, Roberts! ...“, rief Schumann nicht ohne Angst.

„Einbrecher!“ kreischte der Alte. „Ich werde Sie belangen.“

„Ja ja, das können Sie auch. Vor allen Dingen lassen Sie mich erst mal einige Minuten in Ruhe, ich bin halbtot.“

Roberts schien den ersten heftigen Schreck überwunden zu haben.

„Wie konnten Sie nur in eine fremde Wohnung eindringen, Schumann“, begann er gemäßigter. „Und was haben Sie mir mitzuteilen?“

„Warten Sie, das kommt alles noch ... Haben Sie

Wasser kann ich Ihnen geben, aber Sie müssen mitkommen.“ Schumann folgte mit trägen Schritten dem Alten in die Küche, wo er zwei Tassen Wasser trank; nie in seinem Leben hatte ihm Wasser so gemundet wie nach dieser Aufregung. Aber dann war seine Neugier auch schon wieder erwacht.

„Hören Sie mal, Roberts, hier sieht es ja wie in einer Räuberhöhle aus!“ rief er entsetzt. „Es wird hohe Zeit, daß Fräulein Thea zurückkommt, was?“ Er dachte unwillkürlich an sein eigenes Hauswesen, in dem alles nur so blitzte; mit einem leisen Geklirr betrachtete er, nun sein Durst gestillt war, die Tasse, aus der er getrunken. „Armer Mann“, entschlüpfte es ihm unwillkürlich.

Ein stechender Blick ruhte auf ihm. „Wie meinen Sie das?“

„Kommen Sie, Roberts, hier ist es mir zu ungemütlich.“ Im „Kontor“ angelangt, fragte er: „Zu rauchen haben Sie wohl nichts.“

„Nein.“

„Um, ich sollte Ihr Geld haben, Roberts! ... Ich würde jeden Tag wenigstens drei bis vier gute Zigarren rauchen und zwei halbe Liter Bier trinken, vormittags einen und nachmittags einen, so als Dämmer-schoppen, verstehen Sie? Und meine Frau kriegte jeden Sonnabend ein halbes Pfund Schokoladenbonbons, drüber bei Unger kosten sie bloß zwanzig Pfennig das Viertel, und sind immer frisch.“ Er ließ seine Augen ungeniert umherichweifen, bis sie nachdenklich auf dem großen Geldschrank und dann auf dem Geheimfach hinter der gemalten Schneelandschaft hängen blieben.

„Ich hab' kein Geld“, entgegnete Roberts fast sanft, „oder doch nur wenig.“

Schumann lächelte. „Wollen Sie mich noch wegen Einbruchs in Ihre Wohnung anzeigen, Roberts?“

„Ich weiß noch nicht.“

„Es ist besser, Sie lassen es ... Und nun sagen Sie mir um alles in der Welt, wie können Sie es hier so allein aushalten? ... Ich meine, haben Sie keine Angst?“

„Angst? ... Wovor?“ Es gelang ihm nur schlecht, Furchtlosigkeit zu heucheln.

„Na, sehen Sie, ich bin ein friedfertiger Mensch, ich tue keinem was zuleide; aber es gibt andere — es gibt Räuber und Mörder ...“ (Fortf. folgt.)

Die überfinnliche Familie.

Von Ludmilla v. Nehren.

Ich lernte Fräulein Lisbeth Schütte auf einer Festlichkeit des „Vereins der Radio-Freunde“ kennen.

Wir tanzten den ganzen Abend Schimmy miteinander, und ich fand sie sehr niedlich. Die Folge davon war, daß wir uns öfter trafen. Ich fand sie dabei jedesmal niedlicher.

„Sie sollen mir nicht immer sagen, daß es nett ist, daß ich keinen Bubikopf trage und keine falschen Zähne habe und so schöne blaue Augen“, meinte Lisbeth einmal. „Sie sollen mehr an meine Seele denken.“

„Wissen Sie, Fräulein Lisbeth“, sagte ich, „ich halte es da mit Heine: „Was soll mit der Seele ich machen, hab' selber Seele genug!“

„Also so einer sind Sie?“ tabelte Lisbeth, „wissen Sie, was Sie sind — ein Materialist! und Seele ist doch die Hauptsache — ist alles!“

Ihre Augen nahmen einen schwärmerischen Glanz an, der sie noch ein bißchen hübscher machte. Ich erfuhr, daß die ganze Familie Schütte für überfinnliche seelische Dinge wäre. „Bloß mein Bruder Fritz nicht“, klagte Lisbeth, „der ist auch solch ein Materialist. Aber er wird schon noch erleuchtet werden, und Sie ebenfalls. Sie müssen uns bloß einmal besuchen, dann werden Sie schon sehen.“

Bald darauf erhielt ich eine Einladung zum Abendbrot von Familie Schütte. Ich ging hin. Papa und Mama Schütte kannte ich schon vom „Verein der Radio-Freunde“ her, ebenso Bruder Fritz. Sie waren alle sehr nett. Es war überhaupt alles sehr nett, sehr behaglich und sehr gediegen, auch die Wohnung. Und das Abendbrot schien durchaus nur für Materialisten berechnet worden zu sein. Das gefiel mir. Gleich nach dem Abendbrot ging es los, mit dem Überfinnlichen. Anwesend waren, außer der Familie Schütte und

Schütte im barmhertzigsten Sinn teilnehmend, ob sie mir auch etwas befehlen könnte. Ich dachte nach. Nein, momentan wählte ich nichts, aber bei Bedarf würde ich mich melden. Daß dabei ich an meine Hühneraugen gedacht hatte, genierte ich mich zu sagen.

Darauf legte Vater Schütte das Fräulein von unbestimmbarem Alter in einen Sessel und machte Striche über sie, worauf sie einschlief.

„Papa ist ein großer Hypnotiseur“, erklärte Lisbeth mir, „er kann Ihnen alles einreden, was Sie wollen.“

Papa Schütte gab jetzt dem Fräulein einige große rohe Kartoffeln und sagte, es wären Bananen, worauf das Fräulein sie mit sichtlichem Wohlbehagen aß. Als sie drei gegessen hatte, meinte Papa Schütte, nun wäre es wohl genug, nun wäre ich wohl überzeugt, oder sollte er mit mir auch ein Experiment machen? Ich dankte. Ich war überzeugt.

Dann kam die Tante und sagte mir aus dem Kaffeegrund wahr. Lauter schöne Dinge für die Zukunft. Ich wäre verliebt, das Mädchen wäre hübsch und wohlhabend, ich würde glücklich werden und vier reizende Kinderchen haben. Ich sah Lisbeth an. Das konnte stimmen.

Nun aber kam der Glanzpunkt des Abends. Fräulein Lisbeth wurde mir als Medium vorgeführt.

Feierlich drehte Papa Schütte das elektrische Licht aus. Eine Ständerlampe mit violetterm Schirm blieb brennen und verbreitete ein magisches Halbdunkel. „Violett ist die richtige Farbe für die Geister“, sagte die Tante. Wir sahen alle in einem Kreise und bildeten Kette. Ich sah neben Lisbeth und hielt ihre Hand. Das fand ich ebenfalls recht nett. Feierliche Stille. Dann fing Lisbeth an, unruhig zu werden und zu zucken. Sie seufzte und klappte den Mund auf und zu. Die Anwesenden sahen einander bedeutungsvoll an. „Das ist sie!“ sagte Mama Schütte leise. „Genau so machte sie immer den Mund auf.“

Ein aurgelinder Ton und Lisbeth fing an zu sprechen — etwas undeutlich und langsam. „Das ist der Geist ihrer seligen Großmutter“, flüsterte die Tante mir zu. „Sie sprach etwas schlecht, weil sie keine Zähne mehr hatte. Abends nimmt sie jetzt Besitz von Lisbeths Körper, und es ist geradezu wunderbar — Lisbeth sieht dann genau so aus wie die Seltsame.“

Ich sah Lisbeth an. Wahrhaftig — die großmütterlichen Züge traten immer schärfer hervor!

Lisbeth redete eine ganze Weile, gab Frau Schütte einige Ratschläge für ihren Haushalt und richtete auch eine längere Ansprache an mich, in der sie mich zur Tugend, Solidität und Treue ermahnte, so weit ich's verstehen konnte. Dann entschwebte sie mit einem: „Grüß Gott, ihr meine Lieben. Auf Wiedersehen morgen abend!“ wieder in die Gestirne der Seligen.

Lisbeth schlug die Augen auf, lächelte mich an und drückte meine Hand. Ich drückte diesmal nicht wieder.

„Sobald darauf nahm ich Abschied. Bruder Frit aua mit. „Wollen wir noch ein wenig einkehren?“ schlug er vor.

Wir kehrten ein und setzten uns bei einem Glas Bier in eine Ecke.

„Nun haben Sie wohl auch schon genug?“ frante Bruder Frit. „Ich hab's Ihnen angesehen. Alle haben Sie dann genug, die bis jetzt Lisbeths Bekanntschaft gemacht haben, obgleich sie so niedlich ist. Die Lisbeth wird auf diese Weise noch eine alte Jungfer. Sie sind alle mehr für Spiritus als für Spiritismus! Ja — das ist so 'ne Sache!“

Ich habe Lisbeth nicht wieder gesehen. Jedesmal, wenn ich Sehnsucht nach ihr hatte, da sah ich sie als seltsame Großmutter vor mir, und wenn ich daran dachte, daß dies so ein ganzes Leben lang fortgehen würde. . . . Das kann schließlich auch die stärkste Liebe nicht vertragen!

Glück aus der ferne.

Von Heinrich Vels.

Sie wußte, daß das Liebesglück, das sie ersehnte, ihr in der Wirklichkeit des Lebens nie widerfahren werde, denn sie war häßlich, karg bedacht von der Natur und früh alt geworden in der Pflege einer kranken Mutter, deren letzten Jahren ihre Arbeit sorgentfreies Dasein und ein wenig Freude hatte zu schaffen vermocht. Doch als sie nach der Mutter Tod die ganze Last der Einsamkeit fühlte, träumte ihr Herz von einem Schicksalsgefährten, an den es Liebe und Zärtlichkeit wenden könne, und so geschah es, daß sie mit einem Fremden, dessen Anzeige sie in einer Zeitung gelesen, einen Briefwechsel begann. Ihre kluge Erfahrung, ihre klare und vernünftige Einstellung zu den Dingen, zu den Fragen und Erfordernissen des Lebens veranlaßten bald eine freundschaftliche Vertrautheit des Mannes; doch da

hören, und sie begann mit Ausflüchten den vorgeschlagenen Zeitpunkt der Begegnung immer wieder hinauszuschieben. Gewiß hatte, wie sie selbst, der Fremde sich von der unbekannten Schreiberin ein schönes Bild gekalkt, und nimmer würde es ihr gelingen, diesem Wunschbild ähnlich zu sein. Zulezt, als sie keinen Grund der Verzögerung mehr zu erfinden wußte, schlug sie auf die Briefe, die sie mit einem schmerzlichen Empfinden des Verzichtes durchlas, es schien ihr besser, allein zu sein in ihrem Leid und in ihren Träumen eines fernem, unerfüllten Glücks, als von einem Manne, in dem sie die Hoffnung künftiger Gemeinschaft genährt, vielleicht offene oder versteckte Ablehnung zu erfahren.

Sie trug ihr einsames Leben weiter, bisweilen zufrieden in dem engen Kreis des Daseins, dann wieder neidisch auf fremde, jugendblühende Schönheit, nach der verlangende Blicke der Männer tasteten. Das Glück, das, wie sie fühlte, ihr nicht bestimmt war, wollte sie ganz aus den Gedanken bannen und ging auf in kleinen, zufälligen Freuden und Pflichten des Alltags. Dann aber kamen Stunden, in denen alles Leben sie unnützlich und sinnlos dünkte und hart und peinigend das Wissen der Einsamkeit auf ihr lastete. Da entsann sie sich der erregten, verheißungsvollen Freude, die einstmal jener Briefwechsel in ihr geweckt, gleichsam als Traum von einem Glück, das sich nie vollenden würde, dessen Ahnung allein schon mit einem warmen Hauch an die Seele rührte. Und wieder schrieb sie Briefe an einen fremden Menschen, tauschte Gedanken, Gefühle, Sehnsüchte mit dem Unbekannten, irgendwo an fernem Ort. Wie Erlösung kam es sie an, in diesen Zeilen, die gleichsam in den unbegrenzten Raum hinausgingen, eine Namenlose an einen Namenlosen, ihr Herz zu verströmen; sie fühlte die Freundlichkeit, die aus den ankommenden Briefen sprach, wie eine zärtlich liebende Hand. Die Tage vergingen ihr mit der Spannung und Erwartung, was Neues, Beglückendes diese Liebe aus der Ferne ihr zutragen möge, und zuweilen gar schien der Traum so festgefügt, daß er auch dem Ansturm der Wirklichkeit stand halten könnte. Halb ersehnte, halb erbangte sie den Vorstoß einer Begegnung, plötzlich bereit, über alle Bedenken, die sie von der Erfüllung trennten, hinwegzuschreiten und zu begreifen, daß seelische Verbundenheit wichtiger gelte als die Zufälligkeit körperlicher Erscheinung. Aber vor die Entscheidung gestellt, kam Verzagen, unüberwindlich türmten sich Einwände und Besorgnisse und, wie früher, blieb der Schritt, der zu Glück oder Unglück die Entscheidung bringen sollte, ungetan. Schon tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß ihr unbenommen bleibe, mit einem anderen, vielleicht Besseren und Klügeren, den Austausch fortzusetzen, daß ihr unbewusstes Gefühl wohl das rechte sei, zu wissen, was fromme oder schade, und daß es sie im Falle wahrer Übereinstimmung, wie sonst halten und beschweren, fördern und vorwärtstreiben werde. Und nun sie abermals dasselbe Spiel begann, verwischten sich in ihr selbst die Empfindungen, ob es noch Hoffnung sei auf ein fernes, doch erreichbares Glück oder nur ein Verströmen übermächtigen, ungenühten Gefühls irgendwohin ins Fremde hinaus unter der Anschrift eines gleichgültig Namenlosen. Sie schrieb Briefe und empfing andere zurück, sie wärmte sich an einer Freude, die gleichsam als Abganz der von ihr in den Raum, in eine ungewisse Ferne hineingeschickten Liebe auf sie zurückstrahlte. Sie stand wieder und wieder im Wechsel von Furcht und Verlangen, wartete auf ein Empfinden, das ihr Verheißung künden sollte, indem es sie der Scheu ihrer Bedenken enthoß. Enttäuschung überstand sie leicht, nach immer neuen Träumen der Liebe begierig, ihre Einsamkeit füllend mit dem Leuchten fremden Gefühls, einer gewissermaßen aus der Ferne körperhaft über sie streifenden Zärtlichkeit. Und dieser kleine Abganz von Glück bedeutete ihr schließlich, ohne daß sie wissend die Wandlung begriff, Erfüllung genug, sie über ihr Schicksal der Einsamkeit zu täuschen und die Stille ihres Lebens aufzulodern zu Traum und farbigen Bildern, deren Verwirklichung sie kaum mehr wünschte und die sie nur erschreckt hätte mit grellem und blendendem Glanz.

☺☺☺ Scherz und Spott ☺☺☺

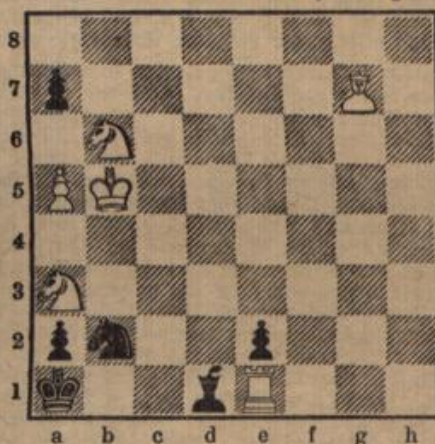
Zwingender Grund. „Ich sehe, Sie fahren noch immer Postterlasse“, begrüßt Herr Meier einen Bekannten, der soeben Bankrott gemacht hat. — „Es geht leider nicht anders“, flüstert ihm dieser zu. „Wenn ich Solaskasse fahren würde, würde ich immerfort meine Gläubiger treffen.“

Späte Erkenntnis. „Es tut mir leid, aber ich muß dir sagen, daß ich bankrott bin.“ — „Um Himmelswillen! Dann habe ich dich also doch aus Liebe geheiratet.“

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

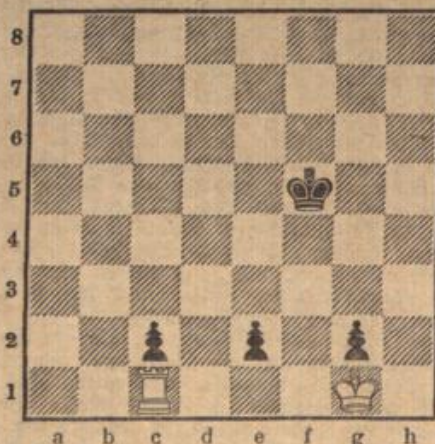
Nr. 107. Prof. Th. Niël, Pasing.



Weiß: Kb5, Tc1, Lg7, Sa3, b6, Ba5.
Schwarz: Ka1, Ld1, Sb2, Ba2, a7, e2.
Matt in 5 Zügen.

Ein schwieriges Ideenproblem von hoher Originalität.

Nr. 108. Endspielstudie von R. Réti.



Weiß: Kg1, Tc1; Schwarz: Kf5, Bc2, e2, g2.
Weiß am Zug gewinnt.

Unter den Studienkomponisten, schreibt Meister Mieses, steht der Großmeister Réti mit an erster Stelle, ja er bildet sogar in gewisser Hinsicht eine Klasse für sich; er ist der eminente Praktiker unter den Endspielkünstlern. Die Wege zum Ziel, die uns sein Scharfsinn führt, zeichnen sich meist durch charakteristische, außerordentlich tiefe Feinheiten aus. Seine Stellungen sind fast immer von klassischer Einfachheit. Alles dies gilt durchaus von obiger Studie. Es sei zunächst auf eine lehrreiche Verführung hingewiesen, nämlich auf 1. Kxg2, dies führt überraschender Weise nur zum Remis: 1. ... Ke4, 2. Kf2, und nun nicht etwa Ke4-d3, worauf Weiß mit 3. Ke1 Gewinnstellung erlangen würde, sondern 2. ... e1d+, 3. Kxe1-Kd3, 4. Ta1-Kc3, und wir haben eine eigenartige Remisposition vor uns. Auf 5. Tc1 folgt wiederum Kc3-d3 und auf 5. Ke2 geschieht Kc3-b2 usw. Die richtige Spielweise ist folgende: 1. Kg1-f2-Kf5-e4, 2. Kf2xe2-Ke4-d4 (f4), 3. Tc1-g1. Auf 3. Kd2 folgt 3. ... Ke4 nebst Ke4-f3 (d3), womit Schwarz remis macht. Auf 3. Tc1 folgt 3. ... Ke4, 4. Kd2+(f2+)-Kf3 (d3) usw. 3. ... Kd4-e4, schlecht wäre 3. ... Kc3 (g3) wegen 4. Ke3 usw. 4. Tg1-e1. Nun befindet sich Schwarz im Zugzwang. 4. ... Ke4-e5, auf 4. ... Kd4 (f4) entscheidet 5. Kd2 (f2) usw. 5. Ke2-e3! Eine pikante Schlußwendung auf 5. Kd2+ oder 5. Kf2+ macht Schwarz

mit 5. ... Kf4, bzw. 5. ... Kd4 noch immer remis. 5. ... Ke5-d5 (f5), 6. Ke2-d3 (f3) und Weiß gewinnt.

Partie Nr. 38. Gespielt im Meisterschaftsturnier zu Prag am 1. April 1928. — Indisch.

Weiß: L. Prokes, Schwarz: K. Hromadka.

1. d4-Sf6, 2. Sf3-c5. Dieser Zug ist gewagt, da die folgende Antwort das schwarze Spiel einengt. 3. d5-b5, 4. Lg5-Lb7, 5. Lxf6-gxf6. Danach bleibt der schwarze Königsläufer lange eingesperrt. Besser war exf6. 6. e4-Db6, 7. c4-b4. Auf bxc folgt Dc2 nebst Sbd2. 8. Sh4! Zur Vorbereitung von f4. 8. ... Dd6. In Erwartung, daß Sf5 geschieht, worauf Schwarz nach 9. ... De5, 10. Dc2-e6! Schwarz gut stände, aber der Textzug erweist sich als Tempoverlust. Es zeigt sich, daß Schwarz keine befriedigende Entwicklungsmöglichkeiten hat infolge der weißen Zentralstellung. 9. Sd2-De5, 10. Dc2-a5, 11. g3-a4, 12. f4-Dc7. Die mit viel Zeitaufwand erlangte Besetzung der Diagonale e5-b2 muß Schwarz aufgeben, denn nach 12. ... Dd4 würde es die Dame durch 13. Sf5 verlieren. 13. Lg2-d6, 14. 0-0-Sd7, 15. Tael-a3, 16. b3-0-0. Durch das Stoppen der weißen Bauern des Damenflügels konnte sich der schwarze König durch die lange Rochade vorläufig in Sicherheit bringen. Der bald erfolgende Vorstoß auf e5 aber deckt die Schwächen der Punkte c5 und f7 auf. 17. Lh3-Kb8, 18. Tf2-Lc8, 19. Tfe2-Sb6, 20. Lxc8-Sxc8, 21. e5! Sonst folgt e5! 21. ... fxe5, 22. fxe5-dxe5, 23. Txe5-Lg7, 24. Te5-Lc3, 25. Sf3! Um dem schwarzen Läufer das Feld d4 zu nehmen. 25. ... Td8, 26. Tf1-h5, 27. Kh1. Es drohte h4. 27. ... Dd7 Schwarz erlangt eine Angriffsstellung, aber der weiße Angriff kommt früher. 28. Se4-Dh3, 29. Tg1-Lf6. Auf 29. ... Ld4 wäre 30. Sxd4 nebst Dd2 gefolgt. 30. Sxc5-h4, 31. Dd2-Sd6, 32. Db4+-Kc8, 33. Da5-hxg3, 34. Da8+-Kc7, 35. Dc6+-Kd8, 36. Se6+! Elegant. Schwarz gibt auf.

Lösungen: Nr. 97. 1. Te5. Nr. 98. 1. Dg5.

Rätsel

Kunterbunt.

Tönet laut, o Neujahrsglocken,
Blaut der Himmel, verkündet daß,
Herzen und Sinne weckt auf,
Neues beginne ein Jahr.

Die Wörter jeder einzelnen Zeile sind umzustellen, damit man den rechten Sinn eines Gedichts erhält.

Besuchskartenrätsel.

Arth. Juri

Posen

Wer errät den Ausspruch dieses Herrn?

(Die Lösung erhält man durch entsprechende Umordnung der Buchstaben seines Namens und seiner Adresse.)

Versrätsel.

Vers bin ich zur Hälfte, zur Hälfte nur Tand.
Errätst du das Ganze, so hast du Verstand.

Scherzrätsel.

Mit t ein Fall, mit ch ein Kleid;
Mit e ein Spaß, mit me ein Leid.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 300.

Gegensatzrätsel: Friede, Ruhe, Optimist, Hitze, Ernte, Westen, Ende, Inhalt, Höhe, Nacht, Alter, Courage, Hunger, Tadel, Ebbe, Norden. Frohe Weihnachten. — Für unsere Kleinen: Puppe, Pappe. — Scharade: Froh, Locken, frohlocken.

Richtige Lösungen sandten ein: F. Barnickel u. Hermann Sipper aus Wiesbaden.